

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 18

Rubrik: Literatur und Kunst des Auslandes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bach'sche Oratorienmusik, besonders noch, da die Sängerin über eine starke Empfindungsgabe verfügt. Frä. Lisa Burgmeier, Aarau (Alt), war in ihrem Element. Ihr liegt vor allem das Ernste, Tragische, das sie denn auch mit ihrer prachtvollen Stimme erschöpfend aus ihrer Partie herausholte und damit einen starken künstlerischen Erfolg erzielte. Herr Rob. Kaufmann, Zürich (Tenor), blieb seiner enorm schwierigen Aufgabe nichts schuldig; namentlich seine Rezitatifs waren von großer Schönheit, trotz der mörderischen Höhe der Tonlage. Den Christus sang Herr Hermann Weissenborn, Berlin (Bariton). Er verfügt über eine volle weiche Stimme; sein Vortrag zeigt Temperament und Gefühlstiefe, so daß der

Sänger das Hoheitsvolle wie das Leid durchzitterte seiner Rolle vorzüglich zu geben vermochte. Herr Gustav Wettler, Aarau (Baß), der die Nebenrollen des Petrus, Pilatus u. sang, wußte dort, wo die Stimme nicht ganz ausreichte, seinen Vortrag durch dramatischen Schwung zu beleben.

Und nun müssen wir noch in Worten höchster Anerkennung der Leistungen Hrn. Direktors Eugen Kutscheras gedenken, dem am Erfolge der Aufführung entschieden das Hauptverdienst zufällt. Seit Wochen leitete er mit unermüdlicher Umsicht und unendlicher Hingabe alle die zahllosen Proben, um dann mit jugendlichem Feuer und heiliger Begeisterung das ganze Treffen zum Siege zu führen. O. H.

Literatur und Kunst des Auslandes

† Emile Gebhart. Im Alter von 69 Jahren ist Emile Gebhart, Mitglied der französischen Akademie, in Paris gestorben. Er war ein Humanist im alten Sinne des Wortes, eine Verbindung von Dichter und Gelehrtem. In einer Reihe von Bänden hat er sich vor allem mit der italienischen Kunst- und Kulturgeschichte beschäftigt; wenn er auch durchaus nicht immer mit den neuesten Forschungen vertraut war und oft genug mit der wissenschaftlichen Genauigkeit es nicht allzu peinlich nahm, so gelang es ihm doch, ein lebendiges und anschauliches Bild der Epochen hervorzurufen, die er schildern wollte. Von der besten Seite lernt man ihn in seinen kleinen halb historischen, halb phantastischen Erzählungen (D'Ulysse à Panurge, Au son des cloches) kennen, in denen er eine ähnliche überlegene Ironie entfaltet wie Anatole France. Wenn er auch diesem Größern nicht ebenbürtig war, so verdient er doch neben ihm genannt zu werden.

Pariser Theater. Eugène Brieux' neues Drama „Simona“ hat an der Ur-

aufführung in der „Comédie Française“ eine sehr geteilte Aufnahme gefunden; doch wird es vielleicht im Laufe der Zeit vom großen Publikum besser beurteilt werden als von den wenigen Auserwählten, die an einer Pariser Premiere teilnehmen. Brieux hat wiederum ein „Thesenstück“ geschrieben: er will beweisen, daß ein Mord aus Eifersucht dann ganz besonders verdammenswert ist, wenn die feindlichen Gatten schon Kinder haben. Der Vater Simonas hat, als sie noch ein Kind war, ihre Mutter mit einem Freunde überrascht und getötet. Alle äußeren Umstände deuteten auf Selbstmord; nur wenige Eingeweihte kennen das Geheimnis. Aber auf ewig kann es der Tochter nicht verborgen bleiben. Der Vater ihres Bräutigams hat Verdacht geschöpft und widersezt sich ihrer Vermählung. Sie errät den Grund nur halb; der Vater will in ihr die Verehrung für die Mutter, die sie nie gekannt, nicht zerstören und nimmt jede Schuld auf sich. Simona weicht voll Grauen vor ihm zurück; aber der Bruder ihrer toten Mutter erzählt ihr die ganze

Wahrheit und führt sie in die Arme des Vaters zurück. — Die Empörung Simonas vor dem Vater, der seine Hand mit Blut befleckt hat, rief den lebhaftesten Widerspruch hervor. Es scheint, daß das Premièrenpublikum von ähnlichen Gefühlen befeelt ist, wie die Pariser Geschworenen, die den Mörder einer untreuen Gattin regelmäßig freisprechen. Die literarischen Eigenschaften des neuen Stückes werden sehr gerühmt, so daß es sich wohl einen dauernden Platz auf der französischen Bühne erobern wird.

Ein Borgiadrama Swinburnes. Seit Jahren hatte Charles Swinburne geschwiegen; seine Muse schien verstummt. Nun auf einmal tritt der 63jährige Dichter mit einem Drama aus der Borgiaperiode wieder hervor. Der „Herzog von Gandia“ ist der älteste Sohn Alexanders VI. und der Banozza, der Bruder Cäsars und der schönen Lucrezia. Die Handlung bewegt sich um die bekannte Ermordung des Herzogs durch seinen Bruder Cäsar. Der Papst wird als halb Mitwissender geschildert, der freilich nicht das Geheimnis durchschauen will, aber bereit ist, jeden möglichen Vorteil daraus zu ziehen. Nach der Ermordung erwartet der Papst die Nachricht. Ein Bote erscheint und berichtet mit dramatischer Beredsamkeit die Vorfälle der Nacht. In dem darauf folgenden Gespräch zwischen Papst und Cäsar Borgia zeigt sich Alexander ängstlich und furchtsam, während sein Sohn voll Stolz und Zuversicht ist. So schließt das Stück, das kein eigentliches Drama, sondern nur ein Teil eines solchen ist, in dem aber alle lyrischen Schönheiten von Swinburnes Sprache in alter Herrlichkeit wieder aufblühen.

Ein neuer Roman Tolstois. Tolstoi hat eben die letzte Hand an einen neuen Roman gelegt, der den Titel „Pater Sergius“ führen, aber wahrscheinlich erst nach dem Tode des Dichters veröffentlicht werden soll. Der Held ist ein russischer Gardeoffizier, der erst nach der Vermählung mit einer Dame aus der höchsten Aristokratie vernimmt, daß sie die Geliebte einer sehr hochstehenden Persön-

lichkeit gewesen ist. Verzweifelt zieht er sich ins Kloster zurück, wo er bald unter dem Namen Pater Sergius den Ruf eines Heiligen erlangt. Das Klosterleben genügt aber seinem Bedürfnis nach geistiger Sammlung und Betrachtung nicht: er geht in eine Einsiedelei, wo er nun von den Gläubigen besucht wird, die Heilung und Fürbitte von ihm erhoffen. Jeder Versuchung weiß er zu widerstehen. Als ein junges Mädchen aus Scherz mit einem Freunde gewettet hat, daß sie den Pater Sergius umstimmen würde, entgeht er ihren Verlockungen, indem er sich selber mit einem Beil einen Daumen abschlägt. Aber seine Leidenschaften sind nur künstlich eingeschläfert; bei einem fürchterlichen Anlaß erwachen sie wieder. Ein Kaufmann, der von dem großen Rufe des Heiligen vernommen, bringt ihm seine blödsinnige Tochter, die er durch Gebet heilen soll. Das junge Mädchen bleibt allein mit ihm in der Zelle. Der Morgen findet den Mönch entehrt; die Versuchung ist stärker gewesen als seine Kraft. Voll Wut und Verzweiflung nimmt er das Beil und erschlägt das Mädchen, das, ohne es zu wissen, ihm zum Verderben wurde. Dann ergreift er den Wanderstab des Pilgers und schreitet nach Osten.

Archäologische Neuheiten. Bei der Abtragung einiger kleiner Häuschen, die bisher den alten Palazzo della Ragione in Mantua verunzierten, kamen die Überreste eines antiken Tempels zutage, durch den die wichtigste Kunde über die altrömische Stadt, in der Vergil geboren ward, uns zuteil wird. Nach den bisherigen Feststellungen handelt es sich um einen durch die lokale Tradition bekannten Dianatempel; er scheint in den letzten Zeiten des Altertums aus dem Material eines ältern Gebäudes und auf dem Fundament eines schon früher bestandenen Tempels erbaut worden zu sein.

Die Frage der Hebung der altrömischen Kaiserjense, die auf dem Grunde des Nemisees liegen, scheint sich einer Lösung zu nähern. Die zur Untersuchung der Frage eingesetzte Kommission hat eben

ihren Bericht vollendet, der sich für eine zeitweilige Trockenlegung des Sees ausspricht, da die beiden Riesenschiffe (ihre Länge beträgt 76 bzw. 64 Meter) eine maschinelle Hebung auch bei Anwendung der größten Sorgfalt kaum aushalten wür-

den. So werden wir hoffentlich in absehbarer Zeit die gewaltigen Konstruktionen, die den kaiserlichen Festen des Tiberius und Caligula als Hintergrund dienten, neu vor uns erstehen sehen.

Hector G. Preconi.

Bücherschau

Spittellers Beziehungen zu Nietzsche.
(Verlag der süddeutschen Monatshefte, München.)

Von der Zeit an, da Spitteler in der literarischen Welt als ein kleines erst und dann immer größer werdendes Gestirn aufzugehen begann, sind Stimmen lebendig gewesen, die ihn als eine Art Traubanten einer großen Sonne verkündigten, einer Sonne, die, eben im Zenith ihres Ruhmeslaufes angelangt, alle übrigen Lichter überstrahlen zu wollen schien. Diese Sonne war Friedrich Nietzsche, und der Glanz, dessen eigenartiges Leuchten man auch an der Mondgestalt Spitteler gewahren wollte, fiel von seinem weltberühmten „Zarathustra“ auf dessen Erstling „Prometheus und Epimetheus“. Nun hat Spitteler, nachdem er sich auch vorher schon über das Thema ausgesprochen, in einer kleinen Broschüre: „Meine Beziehungen zu Nietzsche“ die Legendenbildung seiner Abhängigkeitsbeziehungen von Nietzsche zerstört.

Schon darum, weil es nämlich einen Beitrag zur literaturhistorischen Wahrheit bildet, ist das Schriftchen von hohem Interesse. Es stellt ein für allemal fest, daß das Erscheinen und also auch die Niederschrift des „Prometheus und Epimetheus“ der literarischen und buchhändlerischen Geburt des „Zarathustra“ zeitlich weit vorangeht, und daß dennoch alles Gerede von der Abhängigkeitsbeziehung des ersteren Werkes zu letzterem eitel ist. Damit ist natürlich der immer allgemeiner werdende Eindruck der auffallenden Ähnlichkeiten beider Werke keineswegs aus-

der Welt geschafft. Vielmehr erhebt sich die Frage: inwieweit ist Nietzsches „Zarathustra“ von Spittellers „Prometheus“ abhängig und beeinflusst? Spitteler ist vornehm genug, um die Beantwortung dieser interessanten Frage andern zu überlassen. Er meint nur, (allerdings ohne den „Zarathustra“, dessen Lektüre er sich verboten hat, zu kennen) eine direkte Beeinflussung scheine ihm, „aus psychologischen Gründen“, „beinahe unerklärlich“. Anderseits aber äußert er sich zu der Vorfrage, ob sein „Prometheus“ Nietzsche beim Erscheinen des Buches könnte in die Hände gefallen sein, sehr bestimmt. Er stellt fest, daß die basler Schüler Nietzsches das Buch, das „etwas für ihn“ sei, dem Meister zusenden wollten. Das habe er, Spitteler, ihnen allerdings aufs bestimmteste untersagt; ob man sich aber an sein Gebot gefehrt habe, davon wisse er nichts. „Wenn man mich aber fragt, was ich sonst von der Möglichkeit halte, daß Nietzsche schon damals oder bald darauf (also im Jahre 1881 oder 1882) meinen Prometheus könnte kennen gelernt haben, so antworte ich: ich halte das nicht bloß für möglich, sondern für wahrscheinlich; ja . . . es müßte ein merkwürdiger Zufall sein, wenn Nietzsche das Buch nicht schon damals (1881 oder 1882)* kennen gelernt hätte. Man muß eben wissen, daß trotz dem Stillschweigen der Presse der „Prometheus“ in den höchsten Kreisen der literarischen

* D. h. vor der Abfassung des „Zarathustra“, dessen erster Teil im Februar 1883 niedergeschrieben wurde.
A. T.

und gelehrten Welt der Schweiz außerordentliches Aufsehen erregte. Die Kunde davon, daß sich ein erstaunliches, geheimnisvolles Buch biblischen Stils ereignet habe, sprach sich seit Februar 1881 unter den bedeutenden Männern der deutschen Schweiz herum. Sämtliche namhaften Schriftsteller, auch die angesehensten Musikdirektoren in Bern, Zürich und Basel hatten das Buch in Händen. Keller besaß es, Meyer besaß es, Adolf Frey und Widmann machten vergebliche Versuche, die Nachricht von dem Phänomen nach Deutschland zu verbreiten. An schweizerischen Universitäten war es bekannt, ich weiß z. B., daß die Professoren der deutschen Literatur an der Zürcher und Berner Universität das Buch kannten; Jakob Burckhardt, Professor in Basel, hat es von mir selber zugesandt bekommen. Und Niebische, Professor in Basel, mit allen berühmten Männern der Schweiz in Fühlung, sollte nichts davon vernommen haben?“ . . . Spitteler weist dann darauf hin, wie natürlich es sei, daß Burckhardt den Kollegen Niebische auf den Prometheus aufmerksam gemacht, daß Niebisches Schüler, die mit dem Meister in persönlichem Verkehr standen, auf das merkwürdige Buch hingewiesen hätten, daß endlich Niebische durch die große Besprechung im „Bund“, den er mit Vorliebe las, müßte davon erfahren haben usw. Im Schlußteil der Broschüre tut Spitteler dann die etwas rätselhafte Bemerkung, es seien „mittlerweile Dinge zum Vorschein gekommen“, die ihn „doch ein wenig stutzig gemacht“, d. h. also seinen guten Glauben an die psychologische Unmöglichkeit einer Anregung resp. — Aufregung Niebisches durch den „Prometheus“ untergraben hätten. Im übrigen ist er weit-herzig genug, zu erklären, daß es sich mit der Klarstellung der Genesis des „Zarathustra“ um eine „im Grunde verhältnismäßig untergeordnete Frage“ handle: Hauptsache werde stets der Wert oder Unwert jedes der beiden Bücher für sich betrachtet bleiben.

Auch sonst ist Spittelers Schriftchen sehr lesenswert. Es liefert, indem es die

wechselnden Beziehungen des Verfassers zu Niebische oder besser: Niebisches zum Verfasser historisch darstellt, manch bemerkenswerten Beitrag zur Charakteristik Niebisches und ist auch als Abwehr eines jüngst von Frau Foerster-Niebische unternommenen versteckten Angriffs auf Spitteler-Widmann eine amüsante Lektüre.

Ad. Tentenberg, Zürich.

Die Erzählungen aus tausend und ein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in zwölf Bänden auf Grund der Burtonschen englischen Ausgabe, besorgt von Felix Paul Greve. Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig 1907. II. bis VII. Band.

Der erste Band dieses vortrefflichen Übersetzungswerkes ist in der „Berner Rundschau“ bereits besprochen und nach Verdienst gewürdigt worden. Die Fortsetzung des Werkes enthält eine erfreuliche Bestätigung dessen, was damals gesagt worden ist. Wir sind in der Tat erst jetzt, da uns eine mit wissenschaftlicher Exaktheit und künstlerischer Nachbildungskraft geschaffene Verdeutschung zu Gebote steht, in der Lage, den ganzen Reiz orientalischer Erzählungskunst genießen und schätzen zu können. Die vorliegenden Bände enthalten eine Reihe von Erzählungen, die uns dem Stoffe nach seit Kinderzeiten bekannt sind, so die Geschichte Ala Al-Dins und der Wunderlampe und diejenige von Ali Baba und den vierzig Räubern. Und an diesen empfindet man am deutlichsten den Unterschied zwischen der landläufigen Nacherzählung und einer textgetreuen Übertragung, die der Eigenart der orientalischen Märchenpoesie gerecht wird, gerecht wenigstens insoweit, als es die Mittel unserer Sprache gestatten. Denn es ist selbstverständlich, daß bei der Verschiedenheit der Sprachbedingungen in Morgen- und Abendland eine Kongruenz des Ausdrucks in vielen Fällen überhaupt unmöglich ist. Wie sehr die Anschauungsweise, auf der die Sprache dieser Märchen beruht, von der unsrigen abweicht, das tritt uns am klarsten aus einzelnen Metaphern und Vergleichen ent-

gegen. Den orientalischen Dichter gemahnt das Antlitz einer schönen Dame an den aufgehenden Vollmond, ihren Mund vergleicht er mit einer gespaltenen Granate, ihre Zähne mit den weißen Blumenblättern der Kamillenblüte, ihren Hals mit einer silbernen Kanne. Anmutiges und Groteskes, Ursprüngliches und Banales stehen dicht nebeneinander; eins wie das andere kommt uns fremd und seltsam vor, aber alles ist sinnfällig, alles hat bildliche Kraft. Daher die magische Illusionsgewalt dieser Erzählungen. Ich lese einige Zeilen, und gleich fühle ich mich mit ganzer Seele hineinversetzt in ihre wunderbare Welt. Und seltsam: Am liebsten greife ich zu „1001 Nacht“ an wolkenlosen Sonnentagen, wenn mir so recht frei und froh zumute ist. Dann strömt mir eine beglückende Heiterkeit daraus entgegen, gleichviel ob ich die düstern Abenteuer Sindhads des Seefahrers oder die Geschichten von dem witzigen Barbier Schanah dem Schweigsamen und seinen sechs Brüdern aufschlage. Daß ich eine Übersetzung vor mir habe, werde ich nur bei der Gattung der — allerdings ziemlich stark vertretenen — erotischen Erzählung inne. Da hat das ehrbare Kulturdeutsch des XX. Jahrhunderts dem Übersetzer ein mangelhaftes und sprödes Material geliefert. Allzuoft befindet er sich auf dem Gebiet des in der Umgangssprache Unnennbaren und sieht sich genötigt, seine Zuflucht zu anatomischen und physiologischen Fachausdrücken zu nehmen, die in ihrer wissenschaftlichen Sachlichkeit plump und widerlich wirken. Man müßte, wollte man diesem Stoffe dichterisch gerecht werden, beim Verfasser des Schelmuffsky und seinen Zeitgenossen Anleihen machen oder dann, was vielleicht noch richtiger wäre, die lebendige Volkssprache zu Hilfe nehmen. Dies ist die einzige Einwendung, die man gegen die vorliegende Ausgabe erheben konnte. Im übrigen gebührt ihrem Urheber Felix Paul Greve für das feinsinnige Übersetzungswerk uneingeschränktes Lob. Es ist sein Verdienst, uns den Wundergarten orientalischer Erzählungskunst, in den wir von früher

Kindheit an neugierige Blicke geworfen haben, völlig erschlossen und in seiner ganzen Pracht zugänglich gemacht zu haben. F—y.

Magister J. Ch. Lauthards Leben und Schicksale. Von ihm selbst beschrieben. Zwei Bände. Memoirenbibliothek von Robert Luz in Stuttgart.

Ein merkwürdiges Buch diese Lebensgeschichte des Magisters Lauthard! Es liest sich wie ein Roman, wie eine reichbewegte Handlung mit so wohlberedelten Effekten, daß man sich fragen muß: kommt so etwas wirklich vor? Es birgt eine solche Fülle von Details, von biographisch Seltsamem, von psychologisch Fesselndem, von kultur- und sittengeschichtlich Anregendem und Lehrreichem, daß man fast nicht weiß, was man zuerst herausgreifen muß, will man von seinem reichen Inhalt einen Begriff geben.

Das Leben eines Abenteurers im achtzehnten Jahrhundert spiegelt sich uns aus diesen autobiographischen Blättern in seiner ganzen Buntheit und in einer seltenen Anschaulichkeit wieder. Friedrich Christian Lauthard wurde 1758 als Sohn eines Pastors in der Unterpfalz geboren und widmete sich hernach auf einer Reihe von Universitäten gleichfalls dem theologischen Studium. Aber er konnte es dabei trotz einer bedeutenden Begabung doch zu nichts Rechtem bringen; er verbummelte frühzeitig, und statt schöner Kanzelreden voll sittlichen Ernstes predigt er in den verrufensten Wirtshäusern einer zügellosen Gesellschaft verkommener Menschen seine Kenntnisse aus dem Gebiete der Zoologie vor. . . Immer und immer wieder nahen sich hilflose Hände, um den Magister — so weit hatte er es glücklich gebracht — aus dem Morast zu retten. Dankbar ergreift er sie, um aber bald wieder zurück zu sinken. Verpottet und von allen Besseren gemieden kehrt er schließlich dem städtischen Leben den Rücken und läßt sich anwerben. Das Soldatenleben treibt ihn jahrelang wüst umher: bald ist er umhervagierend Jakobiner, bald kaiserlicher. Seelisch total zerrüttet,

versucht er hernach, sich mit seiner flüssigen Feder als Romanschriftsteller sein tägliches Brot zu verdienen und stirbt 1822 im Elend zu Kreuznach.

Es ist tragisch ergreifend zu sehen, wie das Schicksal diesen im Grund gut veranlagten, aber leichtsinnigen Mann knickt und ihn seiner Menschenwürde beraubt. Zu sehen, wie er immer wieder, aber stets vergeblich, die Reste seines Ehrgefühls sammelt um sich aufzuraffen. Tragisch auch das, daß man das Leid einer alles verzeihenden Jugendgeliebten kennt und zu ermessen vermag, da beide in alter, reiner, gütevoller Liebe bis an ihr Lebensende verharren . . .

Der Magister schrieb seine Memoiren, um sich Geld damit zu verdienen. Die Seltsamkeit seiner Erlebnisse machte ihn zu einem berühmten Abenteuerer, den jeder mann anstaunen wollte und von dem die Kinder auf der Gasse Spottverse sangen. Wirklich ist das Schicksal dieses Mannes so merkwürdig und so fesselnd, daß man dankbar ist, es kennen zu lernen. Victor Petersen ist es, der die alte Schrift der Vergessenheit entrisen hat; er hat sie verständnisvoll, mit heilsamen Strichen, durchgearbeitet; Paul Holzhausen schrieb eine gute, klare Einleitung dazu, und nun bietet der Verlag von Robert Luz in Stuttgart die hübsche, zweibändige Ausgabe dem Leserpublikum dar. Man kann die Bücher warm empfehlen. Denn es ist, wie gesagt, nicht bloß der seltsame Lebenslauf eines heruntergekommenen Mannes, der so außerordentlich fesselt; vielmehr sind auch die mit lebhaften, vielleicht grellen Farben gemalten Zeitbilder, das ohne Milderung geschilderte trasse Milieu des damaligen Studenten und Soldatentreibens und überhaupt die Ein-

blicke in das geistige und sittliche Leben jener Zeit, die uns ein hochgebildeter, wahrheitsliebender, klar sehender Kopf vermittelt, von solchem Reiz und solcher Anregung, daß es sich allein deswegen lohnt, das Werk kennen zu lernen.

O. Sch.

Rudolf Herzog: Der Abenteuerer. (J. G. Cotta'sche, Buchhdlg. Nachf. Stuttgart und Berlin).

Ein neuer Roman von Herzog bedeutet ein Ereignis für das große Publikum der deutschen Leihbibliotheken. Man muß mit ihm rechnen, da er zurzeit der beliebteste Unterhaltungsschriftsteller Deutschlands ist. Das Publikum unserer Tage wie zur Zeit Goethes verlangt neben Ibsen und Hauptmann einen Sudermann und Blumenthal, neben einer Ricarda Huch einen Rudolf Herzog. Und Herzog ist, von diesem Standpunkt aus betrachtet, noch lange nicht der schlechteste. Sein neuer Roman zeigt all seine Vorzüge und Schwächen deutlich. Er schildert das Leben Joseph Ottens, des Abenteuerers, seines Weibes und seines Kindes. Sein Inhalt liegt in dem kurzen Dialog zwischen Mann und Frau: „Soldaten und Künstler sollten keine Frauen an sich ketten“. — „Doch, Joseph. Sie müssen einen Hafen wissen, in dem sie von ihren Wunden genesen können, um — neue Kräfte zu neuer Ausfahrt zu sammeln.“ — Die Mängel der Herzogschen Kunst sind so bekannt, daß sie nicht nochmals aufgezählt zu werden brauchen. Sein Können liegt vor allem in seinem Stil und in den Landschaftsschilderungen. Aus manchem Worte des neuen Romans hört man deutlich das Erinnern an ein großes eigenes Erlebnis. Solche Töne bringen uns das Werk näher. K. G. Wndr.

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: **Franz Otto Schmid in Bern.** Alle Zuschriften, die den Textteil betreffen, sind direkt an ihn zu richten. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. **Gustav Grunau in Bern.**